

**HEIMITO VON DODERER**

**Die Wiederkehr  
der Drachen**

Aufsätze / Traktate / Reden

*Vorwort von Wolfgang H. Fleischer*

*Herausgegeben von  
Wendelin Schmidt-Dengler*

VERLAG C. H. BECK

I

DIE WIEDERKEHR DER DRACHEN

In den ersten Maitagen des Jahres 1955, fing der Fischer Lucien Martiny in der Bai von Toulon einen riesigen Hummer und ließ sich mit seiner Beute photographieren. Dem Krebs hatte er die geradezu furchtbaren Scheren vorher zugebunden (wahrscheinlich unter Assistenz). Auf dem Presse-Photo hebt Martiny – ein hübscher und gutgewachsener junger Mann im Overall – das Tier zum Photographieren derart empor, daß er die Scheren links und rechts vom Gesicht hält, etwa in Augenhöhe, und der Krebs, den man von der Bauchseite sieht, mit ausgestrecktem Schwanz herabhängt. Es befindet sich so das Schwanzende des Hummers etwa in der Höhe der Knie. Nehmen wir für Herrn Martiny eine normale Durchschnittsgröße an, so ergibt sich für den von ihm gefangenen Riesenhummer gut ein Meter von den Scherenspitzen zur Schwanzspitze; also mehr als das Doppelte der Größe, welche diese Tierart gemeiniglich erreicht.

Ein paar hundert Meter oberhalb der Reichsbrücke zu Wien zog am 21. Juni des gleichen Jahres Herr Ernst Plank einen Wels (*Silurus glanis* L.) von 1,60 m Länge aus der Donau, dessen Umfang vorne 78 cm und dessen Gewicht 25 kg betrug. Die Zeitungen hoben hervor, daß Herr Plank aus Wels stammt. Der Wels soll allerdings noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der unteren Donau und im Schwarzen Meer eine Größe von 3 m und 200 bis 250 kg Gewicht erreicht haben. Dennoch bleibt das von Herrn Plank gefangene Exemplar für die Donau bei Wien monströs.

Im Sommer des Jahres 1911 begegnete mir in einer sonst unbegangenen Schlucht unweit meines Elternhauses im Gebiete der Raxalpe, wo ich als Gymnasiast die Ferien verbrachte, eine Ringelnatter (*Tropidonotus natrix*) von derart ungeheuerlichen Ausmaßen, daß ich – sehr gegen meine damaligen Gewohnheiten! – jeden Fangversuch unterließ. Das Tier hing geradezu in Girlanden quer über einem eingerissenen Wildbach, und während es sich vorwärts schob, war der hühnereigroße Kopf mit den gelben Backen längst am diesseitigen Ufer angelangt, während der Schwanz drüben noch kleines Geröll vom Steilhang rieseln machte. Vorsichtig geschätzt, hatte diese Schlange eine Länge von nahe an zwei und einem halben Meter.

Das sind drei Fälle von Großwuchs aus den unteren Klassen des Tierreichs, die ein Sammler solcher Sachen beliebig vermehren könnte. Bemerkenswert erscheint an den vorgebrachten Beispielen jedoch, daß sie alle aus zivilisierten oder mindestens bewohnten Gegenden stammen: Toulon ist ein Kriegshafen der französischen Marine, Wien eine Großstadt, und Prein an der Rax eine beliebte Sommerfrische im Hochgebirg.

Das Ungeheuer im eigentlichen Sinn, den diese Vokabel in unserem Bewußtsein (oder soll man hier gar sagen „Unterbewußtsein“?) auslöst, gehört den niederen Klassen des Tierreiches an, den Kaltblütern. Weder der Löwe von Nemea noch der Erymanthische Eber erreichen die Schrecklichkeit der Lernäischen Hydra Und gerade in bezug darauf läßt Frank Wedekind den Herakles zu König Eurytos – der seine Ausschreitungen tadelt – sagen:

Hast du die Welt von Drachenbrut befreit?!  
Wer solch Entsetzen ausstand, richte mich!

Frederik Adama van Scheltema begründet des Herakles und auch unseren Abscheu vor der „Drachenbrut“ auf tiefsinnige Weise. Es würde sich, sagt er, „das vorerst stark vereinfachte, grob schematische Entwicklungsbild ergeben, daß das organische Leben von den ersten zentralgebauten Einzellern in einer senkrechten Achse bis zum senkrecht aufgerichteten Menschen aufsteigt, dagegen mit den Insekten und Reptilien den radikalsten Abfall von der mittleren Achse durchschreitet...“ Und weiterhin noch: „...Dazu kommen die bösen Augen, die Glätte, Kälte, Härte der Körperhülle, die den Gedanken einer allbeseelenden, alldurchflutenden Lebensmitte nicht aufkommen lassen.“ An anderer Stelle im gleichen Zusammenhange sagt der große Kunsthistoriker – der eine sehr ertragreiche Grenzüberschreitung in ein ganz anderes Fachgebiet hinein unternimmt: „Hier aber ergibt sich eine gute Übereinstimmung mit der Ansicht des Paläontologen, wenn er als klassisches Beispiel der ‚Typolyse‘, also der Formauflösung, eben die Saurier anführt, und auf ihr exzessives Wachstum, die Hypertrophie einzelner Organe wie des Halses, der Rückenpanzerung, auf Dornaufsätze, Stirnzapfen und dergleichen hinweist: schon im Perm gab es Reptile mit 60 cm langen Auswüchsen auf dem 4 cm großen Wirbelkörper.“

Da haben wir ihn also, den Drachen, den Abfall vom Aufgerichtetsein, nicht etwa als zurückgebliebenen Rest und Seitenast

einer Entwicklung, wie der Menschenaffe, sondern als Demonstration gegen diese: als Vorführung eines völlig anderen Formprinzipes oder Formlosigkeitsprinzipes, des zentrifugalen nämlich, gegenüber dem zentripetalen, auf die Mitte gerichteten, dem die Entwicklung der Säuger und schließlich des Menschen nach der Ansicht Adama's van Scheltema gehorsam hat. In der christlichen Allegorik erscheint denn der Drache vielfach als fast identisch mit dem Teufel, dem abgefallenen Geist.

Nur in den unteren Rängen des Tierreiches, nur bei den Kaltblütern gibt es einen Großwuchs, der das bekannte und normale Maß derart übersteigt wie etwa Herr Martiny's Hummer. Löwen, Tiger oder Nashörner von doppelter Größe, als diesen Tierarten eigentümlich ist, sind nie bekannt geworden. Nicht zuletzt wird solcher Großwuchs durch ein unbestimmbar hohes Lebensalter begünstigt (ein tadelbrauchbarer Krebs hat mindestens 25 Jahre) und schon gar bei den Reptilien. Es bedeutet dies, daß einzelne Exemplare, die in mehreren Kämpfen Sieger bleiben und denen es so gelingt, ihren schlimmsten Feinden, nämlich den Artgenossen, sozusagen über den Kopf zu wachsen, schließlich keinen ihnen gefährlichen Gegner mehr finden: und damit keine Grenze ihres Wachstums, sie sei denn naturkatastrophaler Art, wie Sturmflut oder Bergsturz.

An dem Punkte, wo wir jetzt halten, wird einer der Lehrsätze mittelalterlicher Zoologie erst verständlich und gewährt uns einen Sehschlitz auf unseren Gegenstand: *Serpens, nisi ederit serpentem draco non generetur* (eine Schlange, die noch keine andere gefressen hat, wird kein Drache). Der Drache gehört nach jener alten Anschauung zur dritten Ordnung der Schlangen, „deren Biß gefährlich ist auch ohne Gift“ (Avicenna). Im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien kann man eine Anaconda sehen, eine südamerikanische Süßwasserschlange (*Eunectes murinus*), deren Größe so ungeheuerlich ist, daß sie von dem, was bei dem Wort „Schlange“ in uns anklingt, befremdlich abseits steht. Dieser in der Mitte zu riesenhafter Dicke wachsende Leib, der verhältnismäßig kurze Schwanz passen nicht mehr in unsere Vorstellung von einer Schlange. Es ist ein Lindwurm. Die ganze Gruppe der „Boidae“ hat rückwärts, beim Beginn des eigentlichen Schwanzes, zwei hornige Klauen.

Ein anderer Sehschlitz auf unseren Gegenstand hin, der es ermöglicht, diesen richtig zu orten, eröffnet sich dann, wenn wir

die Tatsache fest in's Auge fassen, daß uralte Tierformen aus Weltaltern, da noch keineswegs Säuger lebten, geschweige denn der Mensch, heute noch vorhanden sind, ja, daß ein Geschöpf, welches wir aus Versteinerungen des Devon und Karbon kannten, in unseren Tagen lebend aus dem Meere gezogen wird. Es ist dies der weltbekannte Fall des *Coelacanthus* (*Latimeria Chalumnae* Smith) vom 22. Dezember 1938. Weitere Exemplare wurden in den Jahren 1952 bis 1954 erbeutet. Der größte war der erste: 140 cm bei einem Gewicht von 57,5 kg; doch war dieser schon weitgehend zersetzt, als er unter die Augen des Ichthyologen J. L. B. Smith aus Grahamstown in Südafrika kam. Der Fang geschah bei der Mündung eines kleinen Flusses, der Chalumna, die südwestlich des Hafens von Fast London in's Meer fließt. Das Stück wurde dann von Miss Courtenay Latimer für das Museum jener Hafenstadt erworben (daher der Name *Latimeria Chalumnae* Smith), Smith wirkte nun überall unter den eingeborenen Fischern auf Festland und Inseln durch Flugblätter, Abbildungen und Aussetzung von Belohnungen; aber erst ein am 24. September 1953 gefangenes Exemplar gelangte in besserem Zustand unter die Augen der Fachleute, vornehmlich dadurch, daß der Fischer, der es in den Gewässern der Komoren-Insel Anjouan überwältigt und gefangen hatte – Haumadi Hassani hieß er – sich noch in der gleichen Nacht an den französischen Stationsarzt Doktor Garrouste wandte, der sofort die nötigen Konservierungsmittel einspritzte und das kostbare Exemplar in Säcke einschlug, die mit der gleichen Flüssigkeit getränkt waren. So gelangte es mit Flugzeug in das wissenschaftliche Institut von Tananarive auf Madagaskar. Drei weitere Stücke wurden im Februar 1954 gefangen. Nun war man schon auf Schnelltransporte dieser Art eingestellt; Professor J. Millot konnte jetzt in Paris ein guterhaltenes Exemplar untersuchen. Im gleichen Jahr veröffentlichte er seine Ergebnisse und die zahlreichen photographischen Unterlagen (J. Millot, *Le troisième Coelacanthé*“, 1954).

Dieser *Coelacanthus* ist ein Quastenflosser (Crossopterygier). Wir Laien würden sagen, er habe eine Art stummelförmiger Beine, an denen erst die Flossen sitzen. So stellt er denn auch ein frühes Übergangs-Stadium zu den Lurchen oder Amphibien dar und steht jenen Fischen nahe, die man „Dipnoer“ nennt, weil sie sowohl durch Kiemen wie durch Lungen zu atmen vermögen. Das kleinste Exemplar wurde 1954 gefangen. Es maß immerhin noch 109 cm.

Es gibt auch Fälle des plötzlichen und sogar massenhaften Erscheinens urtümlicher Formen, die nicht weithin bekannt werden. Im Spätsommer 1897 gab es in der Wiener Vorstadt Hernals nach einem starken Regenguß ein ungeheures Aufsehen: alle Lachen wimmelten von Krestieren, die aber mit dem Krebs, wie ihn jeder kennt, kaum was gemein hatten: unter einem einzigen großen Schild, ohne Sonderung von Kopf, Brust und Hinterleib, marschierte das auf vielen Beinpaaren. Die Geschöpfe waren nur wenige Zentimeter lang. Sie wurden von den Buben zu Hunderten gefangen. Es handelte sich hier zwar nicht um ein ausgestorbenes Tier, wohl aber um eine urzeitliche Form des Krebses, die schon aus der Steinkohlenformation und der Trias bekannt ist. Seine Eier können jahrelang im Trockenen liegen. Der Sturzregen erweckte sie dann plötzlich zum Leben. Dieses eigentümliche, zur Ordnung der niederen Krestse (Entomostraca) gehörende Geschöpf heißt Kiefenfuß (*Apus cancriformis*). Nach jener Invasion in der Vorstadt Hernals verschwand er gänzlich. Erst 55 Jahre später, also 1952, konnten von Zoologen vereinzelte Stücke nach mühevolem Suchen in den Ziegelteichen am Wienerberg gefangen werden.

Der dritte und eklatanteste Fall von Entdeckung eines ganz urtümlich anmutenden Wesens ist der des Drachens von Komodo.

Er verdient wahrlich diese Bezeichnung, welche ihm sein Entdecker, Doktor Douglas Burden vom Naturhistorischen Museum in New York, damals zubilligte („The Quest for the Dragon of Komodo“, 1927, in „Natural History“).

Der Drache von Komodo ist ein Großwaran, wie es solche im Alttertiär (Oligozän) bis nach Europa herein gegeben hat. (*Varanus Cayluxi*, in den Phosphoriten von Quercy). Diese Periode ist durch sehr mildes Klima bezeichnet. Die gesicherte Größe bei älteren Exemplaren aus Komodo muß mit 3,65 m abgegrenzt werden (Wolterstorff). Noch größere Exemplare könnte man wohl im bergigen und zerklüfteten Innern von Komodo – die Insel liegt zwischen Soembava und Flores – als wahrscheinlich vermuten. Der Colonel Ouwens, Kustos am Zoologischen Museum zu Buitenzorg (Java), der 1912 das Tier als erster bestimmt und *Varanus Komodoensis* benannt hat, gibt die Größe mit 7 m an. Der Kopf ist schlangentartig, die Kiefer durch dehnbare Bänder verbunden, daher der Rachen beim Schlingen höchst erweiterungsfähig; die Zunge sehr lang und gespalten. Der Körper ist mit

Schuppen bedeckt, nicht mit Schildern wie bei einem Krokodil; sehr zum Unterschied von diesem ist *Varanus Komodoënsis* ein höchst bewegliches Landtier; er läuft schnell auf hochgestellten Beinen mit gestrecktem Schwanz. Gereizt bläst er sich auf, zischt und richtet sich empor. Gebiß und Krallen sind die eines Großraubtiers. In der Wut speit er seinen stinkenden Mageninhalt gegen den Feind. Man sieht: er leistet alles, was von einem Drachen billig verlangt werden kann, bis auf das Feuerspeien und Fliegen, das schon der alte Albertus Magnus für Unsinn gehalten hat; in bezug auf das Fliegen äußert jener in bemerkenswerter Weise, es sei nicht einzusehen, wie ein so langgestrecktes Tier in der Luft die Stabilität zu halten vermöchte. Der Komodo-Drache ist von altem, bestem Saurier-Stamm; unter seinen Vorfahren befinden sich die Aigialosauriden, die ihn mit dem meeresbewohnenden schlangengleichen *Mosasaurus* verknüpfen, dem Urbilde des chinesischen Drachens, der in China bezeichnenderweise stets als Wasser- oder Sumpftier gedacht worden ist.

Was bedeutet nun dieses Überleben, Überdauern und Wiederkehren uralter Formen?

Es ist ein verborgenes Lebensgesetz, das sich hierin andeutet, ohne dessen Wirken, nach unserer Ansicht wenigstens, weder die eigene Biographie, noch die geschichtlichen Abläufe, noch auch die Erdgeschichte von uns überhaupt aufgefaßt werden könnten. Es ist das Gesetz von der „Symbiose der Zeiten“, wie es A.P. Gütersloh nennt: daß nämlich nichts, was war, durch nichts, was inzwischen geschehen ist, sich abhalten läßt, zu sein. Anders, und sozusagen massiv, formuliert: Jede einmal ausgespielte Karte bleibt auf irgendeine Weise im Spiel. So in der Erdgeschichte, so im geschichtlichen, so in unserem persönlichen Leben: auch hier staut sich das Volk des Gewesenen in dichtem und buntem Gedränge hinter den Kulissen der jetzt eben gespielten Szene und in den Gängen zwischen jenen, bereit, hervorzubrechen und die Bühne zu überschwemmen, alle Handlung an sich zu reißen. Und im Lichte dieses heutigen Tags wimmeln plötzlich alle spiegelnden Lachen des eben gefallenen Regens von urtümlichem Getier aus einer ganz anderen Zeit.

Ein dritter Blickpunkt auf unseren Gegenstand hin wird gewonnen, wenn wir die zunehmende Tendenz der Prähistorik und Anthropologie nicht außer acht lassen, das Alter des Menschengeschlechts und seiner Vorformen immer höher anzusetzen, wozu

fast jeder der in den letzten Jahrzehnten gemachten Funde das Seine beigetragen hat: zuletzt der „Oreopithecus“ des Basler Universitätsprofessors Dr. Johannes Hürzeler, den zwei italienische Bergleute, Azelio Guistarini und Enzo Baccalini, fast 200 m unter Tag mit ihren Spitzhacken aus einem Braunkohlenblock freilegten. Der Basler Professor hatte für dergleichen Prämien ausgesetzt. Der Direktor des Bergwerkes, Ingenieur Paolo Pertini, wurde herbeigeholt. Um zwei Uhr früh verständigte er den Schweizer Gelehrten telephonisch von dem Funde. Der Kopf – freilich das Wichtigste – wurde erst 48 Stunden später nach mühevoller Arbeit gehoben.

Es besteht ein „Trend“ in den Funden und ihrer wissenschaftlichen Deutung, der die Menschwerdung in unvorstellbare Zeiten fern zurück schiebt: und daher immer näher heran an Perioden, da die Erde großreptilische Ungeheuer keineswegs als Seltenheit trug. Vom Mesozoikum hier zu schweigen – Hörbiger, der Schöpfer der Glazialkosmogonie, hält sogar für möglich, daß die Menschheit eine dunkle Erinnerung an die mesozoischen Riesendrachen bewahrt hat – auch das soviel spätere Diluvium zeigt reptilische Großformen, Warane von 10 m Länge (*Megalania Prisca*, Familie der Megalaniden von Queensland) als Zeitgenossen der großartigen Höhlenkünstler, wenn auch in einem anderen Erdteil. Das klimatisch milde Alttertiär hat sie auch hier in Europa gesehen. Dem Mittelmeer näher mochten einzelne da und dort, wohl auch auf den Mittelmeer-Inseln, bis weit in geschichtliche Zeiten hinein überdauern haben. Der Mensch ist dem Drachen gegenüber gestanden: er kennt ihn aus Erfahrung. Der Drache ist nicht nur ein Symbol, wie das 19. Jahrhundert stets gerne glauben wollte. Und er ist auch keine phantastische Deutung von aufgefundenen fossilen großen Knochen. So entsteht keine derart spezifische Gestalt. Schon lange vor Dacque, im 19. Jahrhundert, hat Le Roux de Lincy dargetan, daß alle Sagen von konkreten, lebendigen Gestalten ausgehen, nicht von totem Material (*Introduction au livre des légendes*, Paris 1836). Den Drachen hat die Menschheit aus der Erfahrung.

Noch einmal unser Objekt durch die drei gewonnenen Seh-schlitz anvisierend – die immer bestehende Möglichkeit exzessiven reptilischen Wachstums; das manifeste Überleben uralter Formen bis auf den heutigen Tag; die immer weiter in die Tiefe

der Zeiten sich entrückende Menschwerdung – erkennen wir als erstes, daß die Gestalt des Drachens sich nicht mehr in ein Indianer-Territorium der Phantasie und Symbolik verweisen läßt.

[...]

## **Zitatnachweis**

Heimito von Doderer: Die Wiederkehr der Drachen. Aufsätze / Traktate / Reden. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler. Mit einem Vorwort v. Wolfgang H. Fleischer. München: C. H. Beck 2. durchges. Auflage 1996, S. 15 – 24.

Heimito von Doderer-Gesellschaft e. V.

<http://www.doderer-gesellschaft.org> | [info@doderer-gesellschaft.org](mailto:info@doderer-gesellschaft.org)

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages